

Przemysl vom 2. Mai bis 4. Juni 1915.

(Mitgeteilt von Franz Gondör nach den Aufzeichnungen eines Bürgers von Przemysl.)

Ein lebendiges Bild der Russenherrschaft in Przemysl im letzten Monat liefert mir ein Tagebuch, das ich von einem polnischen Edelmann erhalten habe.

2. Mai: Die Juden flüchten Tag und Nacht, die einen nach Jaroslaw, die andern nach Lemberg. Handel und Gewerbe haben aufgehört, die Läden sind gesperrt.

3. Mai: Truppenmassen ziehen vorbei, angeblich nach den Karpaten. In der Stadt ist es still und ruhig; die Juden flüchten weinend und jammern, ein schmerzlicher Anblick.

4. Mai: Auch heute ist es ebenso: das Jammern der Juden und ihrer Kinder. Der Korb näht sich kostenlos in den Volkstüchen und raubt und plündert in den verlassenen Wohnungen.

5. Mai: Immer größere Truppenmassen kommen und gehen: die einen nach den Karpaten, die andern gegen Krakau. Soldaten arbeiten heilig an den Werken und bei den Brücken. Minen werden gesucht, beim Auffinden explodieren viele und verursachen Tod und Verwundung.

6. Mai: Truppen kommen und ziehen ab. Es herrscht Ruhe; aber wir haben das Gefühl, daß es die Ruhe vor dem Sturm ist. Bis 10. Mai sollen alle Juden die Stadt verlassen.

7. Mai: Sonderbare Gerüchte sind im Umlauf, ungeheure Soldatenzüge; man erzählt, daß die Russen bei Dula und Gorlice im Rückzug begriffen sind. Nur noch wenige Juden sind in der Stadt, täglich flüchten sie, per Eisenbahn, mittels Fuhrwerken gegen Lemberg, Sambor, Chyrow, Jaroslaw, sie schleppen ihre Habe mit oder verkaufen eiligst die Ware, um nur das bishigen Leben zu retten.

8. Mai: Die Gefangenenpötte werden in aller Eile erachtet, Juden sieht man fast gar keine mehr, die Läden sind alle gesperrt, russische Kaufleute haben die Läden geöffnet: entweder verkaufen sie selbst darin oder übertragen die Waren irgendwohin. Deutsche Truppen sollen schon bei Jaslo sein.

9. Mai: Ruhig verlief der Tag. Stille in den Straßen. Hunderte von Fuhrwerken mit und ohne Waren ziehen vorbei. Kranheiten, Typhus, Leute sterben.

10. Mai: Die russischen Offiziere sagen es selbst, daß ihre Tage in Przemysl gezählt sind. Die feindliche Artillerie sei unwiderstehlich, sie verbreite Verderben in den Reihen der Russen. Schreckliche Nachrichten kommen aus Dula, Gorlice und Jaslo. Ungeheuer viel Panzernachschub kam heute aus der Kasloer und Krosnoer Gegend, barfuß und halbnaht.

11. Mai: Seit Mitternacht zieht eine ungeheure Menge von Fuhrwerken in der Richtung nach Lemberg, vornehmlich nachmittags, bis abends: Tausende und aber Tausende von Wagen. Es heißt, sie kommen von den Karpaten, sie machen "Rückzug". Bei der Bezirkshauptmannschaft steht eine Menge von Wagen voll mit Leuten aus Krepna bei Zmigrod und aus Woslowa bei Krosno. Sie erzählen, daß Krosno und Koryzyna in Trümmer gelegt sind, die Dörfer zwischen Krosno, Dula und Zmigrod seien verbrannt. Sie erzählen schreckliche Dinge, daß die Haare einem zu Berge stehen, daß man es nicht glauben kann. 8 Uhr abends sehr viel Infanterie und Kavallerie zieht in der Richtung nach Jurawica, eine Menge Verwundeter, mit verbundenen Köpfen und Händen, blutig, alles von Krosno, unendlich viele Fuhrwerke, von Kraszow gegen Medysa. 10 Uhr abends: Das Gewühl in den Straßen ist ungeheuer; Ochsen, Kühe, Pferde, Trainswagen mit Munition, Verpflegungsmitteln, Geschütze, alles gegen Medysa, die Straße, der Bürgersteig sind überfüllt, ein Lärm, Schreien. . .

12. Mai: Die ganze Nacht hindurch ununterbrochen ziehen Wagen dahin. 8 Uhr früh: man fährt Kanonen, Maschinengewehre, tausende Wagen. 9 Uhr früh: Kanonen reiten in der Richtung nach Medysa. In der Nacht ist es unmöglich, durch das Gedränge hindurchzukommen. Heute früh erschien in meiner Küche ein Oberst, streng fragte er nach dem und jenem, er unterließ sich mit dem Mädchen, fragte, ob ich keine "djengi" (Geld) habe. 9 1/2 Uhr früh: Man hört die ersten Kanonenschüsse sehr nahe, aber es sind russische Geschütze. Ich laufe hinaus, sie schlagen auf dem Hofe. 10 Uhr früh: die erste Bombe fiel am Ringplatz an der Ecke der Kasimiergasse ab, traf einen russischen Soldaten im Rücken und tötete ihn sofort, dem zweiten erschmetterte sie ein Bein, tötete ein Pferd, und das zweite verlegte sie so, daß es bald darauf tot hinfiel. Das Pferd blieb unbestattet liegen. Bis Abend unaufföhrlich Munition, und Vorspannswagen, Infanterie, Kavallerie, die einen gegen Jurawica, die andern gegen Medysa, auch von Dobromil fehen Truppen und Wagen zurück. In der Stadt ist der Schrecken groß. Wie ungeheuer das alles wirkt. Man muß hier sein, um sich das alles vorstellen zu können, keine Phantasie reicht an diese Wirklichkeit heran! Wir sehen den Allmächtigen um Erbarmen: was wird uns der kommende Tag bringen? — Es fiel die zweite Bombe in die Dworskigasse, ohne jedoch Schaden anzurichten. 17 Uhr abends: Man treibt eine ungeheure Menge Vieh gegen Medysa, das Lärm, Schreien, Lufeln, Pferdegetrappel, Soldaten wie Sand am Meere, auf den Straßen Dred, Kot, Gestank, vom Staub ist alles weiß. Ein Chaos, wie wenn das Weltende nahe wäre! Kein Tropfen fällt vom Himmel. In diesem Momente höre ich, daß die österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen nur noch 8 Meilen von Przemysl entfernt sind. Nun werden bald unsere Geschütze spielen und die Mörsergeschosse den Boden aufwühlen und die Häuser vernichten. Ein Flugzeug zieht über die Stadt dahin, eine Menge Verwundeter führt man den ganzen Tag hindurch, nur wenige Autos, die Straße ist provisorisch hergestellt. Leute kaufen Proviant ein, alles wird teuer. Schreckensjäger stehen bevor. Von einquartiertem Militär sind die Häuser voll. Der Lärm ist unbeschreiblich, sie ziehen und ziehen unaufhöflich zu Fuß und zu Pferde dahin. Woher so viele Wagen? Woher so viele Pferde? In diesem Augenblick erfahre ich, daß die Unseren schon in Rzeszow sind, daß sie in rasendem Eilmarsch gegen Jaroslaw und Przemysl ziehen, daß die Russen fliehen und Hilfe erwarten. Eine Bombe verwundete auf dem Ringplatz eine Frau sehr gefährlich. 8 Uhr abends: Ein Soldat sprang durchs Fenster in mein Zimmer.

Deutsch-französische Ritterlichkeit.

Sedan, 12. Juni.

Mit dem Nationalhaß ist es eine merkwürdige Sache. Am üppigsten gedeiht er auf den Redaktionen. Aber je näher man an die Front kommt, desto mehr nimmt er ab. Er wird temperiert durch Erfahrungen — lebenswütigen und tragischer Art. Der Soldat, der seinem französischen Gegner jetzt manelant gegenüberliegt, der ihn bei Arros und in der Champagne todeswütig kämpfen sah, der hat sich ein Nationalbewußtsein errungen, das ihm die Achtung vor dem Gegner nicht nur erlaubt, sondern geradezu vorschreibt. Es ist eine wahre Freude zu hören, mit welcher Ritterlichkeit heute jeder Frontsoldat von der Tapferkeit seines französischen Gegners spricht. Und wie in der Front, so in der Gtappe. Der tägliche Umgang seit Monaten mit dem französischen Volke hat ein gewisses Verstehen auf beiden Seiten gefördert. Man bleibt zwar Deutscher und man bleibt Franzose — mit all dem Wollen und Hoffen, mit all der Liebe und Sehnsucht, die heute in diesen beiden Worten liegt. Aber wenn man sich wirklich noch haßt, so ist dieser Haß abgeklärt — gereinigt zu einem politischen Selbstbewußtsein ohne persönliche Schladen. Vor ein paar Monaten wurde ein deutscher Leutnant zwischen den feindlichen Gräben niedergebrosen. Ein Soldat sprang hervor, den Schwerberwundeten zu uns zurückzuholen. Auch er wurde beschossen, da schrang sich ein französischer Offizier aus seinem Graben, alle Gewehre ruhen, und mit seiner Hilfe ward der Leutnant zu uns herübergeschleppt. Das ist eine Episode. Sie ist gewiß nicht wichtig — und ist nur ein Säufeln inmitten dieses

Orkans, der jetzt über Europa geht. Aber sie zeigt wie manche andere, daß die Gesetze der Ritterlichkeit auch im Göttenkrieg der Neuzeit nicht ganz ausgelöscht sind — beim einfachen Ausdrücke wie beim kommandierenden General.

Ich habe schon oft den echt kameradschaftlichen Geist erwähnt, aus dem heraus unsere Soldaten die Gräber von Freund und Feind mit gleicher Liebe und Achtung pflegen. Auch auf der letzten Frontreise zur Loreto-Schlacht habe ich auf dem Soldatenfriedhof in Le n s rührende Beispiele dieses Geistes gesehen. Aber nirgends war seine Manifestation so groß, so schön, so herrlich wie bei der Einweihung des deutsch-französischen Gedenksteins, der ich gestern auf einem Hügel südlich Sedan bewohnte.

Die Kämpfe um den Moosübergang bei Sedan Ende August hatten sich am 27. jenes Monats auf die Höhen von Noner s konzentriert. Rheinische Truppen des 8. Armeekorps und Reservekorps waren es, die hier in siegreichem aber verlustreichem Sturm vordrangen. Rings um den Hügel lag Grab an Grab — Deutsche und Franzosen bunt durcheinander. Die wunderbare Lage dieser Höhe mit ihrem weiten Ausblick in das Tal der Mosel auf Metz und Sedan bin legte den Gedanken eines Denksteins, das vorzügliche Verhältnis zwischen den französischen und deutschen Verbänden die Form eines gemeinsamen Denksteins nahe. Gestern, am 12. Juni, ist dieses gemeinsame Grab- und Denkmal im Beisein der deutschen Heeresleitung und unter offizieller Teilnahme der französischen Verbänden eingeweiht worden.

Das Denkmal zu Ehren der 3000 Toten (1700 Franzosen und 1300 Deutschen) besteht aus einem gedungenen Obelisk. Die eine Seite ziert das kurze Wort „Für uns“ — die andere „Pour la patrie“. Am Norden liegt, von Rasen umgeben, ein Steinobelisk: Hier ruhen 30 tapfere deutsche Soldaten — im Süden desgleichen ein anderes: „Ici reposent 30 braves soldats français“. Das Ganze entflammt den fleißigen Händen deutscher Landwehrlente. Das Denkmal ist eingerahmt von wogenden Kornfeldern, von Weiden, auf denen jetzt roter Mohr brennt. Und auf der ganzen Höhe, zwischen Gras, Korn, Blumen und Bäume: verstreute Gräber, Kreuze, Kränze.

Mit Musik begann es. An der einen Seite standen die Franzosen — eine Abordnung der umliegenden Dörfer in feierlichem Frack und Zylinder, Frauen in Sonntagskleidern, Greise, weiche Männer, aber viele Kinder. An der anderen Seite die deutschen Militärs: der Führer der dritten Armee, mehrere Generale, Stabsoffiziere, Abordnungen aller beteiligten Regimenter, die Erbauer des Denkmals, die Handwerker, eine Ehrenwache. Hauptberichterstatter und der Schriftsteller Rudolf Herzog waren die einzigen deutschen Zivilisten. Nachdem die Musik geendigt, trat der Stappentkommandant vor und hielt in französischer Rede folgende Ansprache an den Bürgermeister von Noner s und seine Kollegen:

Meine Herren Bürgermeister!

Sie haben Sie zur Teilnahme an dieser Feier eingeladen, mit welcher die deutsche Militärbehörde ein Denkmal zu Ehren der deutschen und französischen Helden einweihet, die auf dem Felde der Ehre für ihr Vaterland gefallen sind.

Sie erwarten und hoffen von der Ritterlichkeit der Franzosen und der Einwohner aller Städte und Dörfer dieses Landes, daß sie dieses Mal und die Gräber der Kämpfer, die ruhmvoll ohne Unterschied der Nation gefallen sind, auch in Zukunft achten und ehren werden.

Sie haben es für unsere Pflicht gehalten, auf diese Weise auch die Soldaten des Feindes zu ehren, die ihre Pflicht getan haben wie die unseren die ihre.

Aus diesen Gefühlen heraus, hochgeehrter Herr Doktor Gerusier, Bürgermeister von Naucourt und Vertreter der Einwohnerschaft der Gtappe Naucourt, und besonders Sie, Herr Leguinet, Bürgermeister der Gemeinde Noner s-Bont Waugis-Chaumont, übergebe ich diesen Denkstein Ihrem Schutze, in vollem Vertrauen in Ihre Ritterlichkeit und darauf, daß er in alle Zukunft wohl geachtet und geehrt wird.

Nach dieser Rede trat der Bürgermeister von Naucourt vor, um seine Antwort abzulesen. Es war ein seltsam feierliches Gefühl, das einen jeden von uns durchschauerte, als so sich nicht nur Herz und Herz, sondern auch Staatsgewalt und Staatsgewalt

Die Erweckung der Maria Carmen.

32] Von Ludwig Brinkmann.

Es scheint, als ob sich Arthur die Kalkulationen seines würdigen Vaters allzu sehr zu Herzen genommen habe. Er lebte in ärmlicher Bedürfnislosigkeit und arbeitete von früh bis spät, nur darauf bedacht sich zu rentieren. Nach zweieinhalb Jahren verließ er sein Bankgeschäft und wurde Kommiss bei einem Börsenmakler, bis er sich schließlich in diesem Berufe selbständig machte und mit einundzwanzig Jahren so weit war, daß er keine Unterstützung von Seiten des alten Ward mehr brauchte, die Prämien seiner bis dahin auf 10 000 Dollar aufgelaufenen Versicherungen bezahlen und an seinen Vater jährlich 500 Dollar Zinsen abliefern konnte. Es war gewiß ein schönes Ziel, das er so in hartem Kampfe erreicht hatte — aber seine Jugend ist sehr, sehr freudlos gewesen, wie mir überhaupt scheint, daß in den sunreichen Kalkulationen des ehrenwerten Herrn Ward sen. alle positiven Werte des Lebens, Freude und Genuß, vollständig außer Anschlag blieben.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich unser Freund tatsächlich etwas freier; er wußte ja, daß er sich bezahlt machte, und er hätte nun das Leben auch gern von seiner schöneren Seite kennen gelernt, wenn er nicht in den mehr oder weniger frampfhafte Verjuden, die auf solche Zwecke hinstelien, stecken gelieben wäre. Es war leider zu spät geworden.

Unterdesen setzte er seinen Handel namentlich mit Bergwerksaktien fort, der sich auch ganz gut anließ; Ward machte trotz der großen Lasten, die ihm des Vaters geniales System aufgebürdet, noch ganz hübsche Ersparrnisse. Und wie er nun nach Colorado oder Utah, nach Pennsylvania oder Virginia reiste, um selbst an Ort und Stelle Studien über die ihm besonders interessierenden Minenpapiere zu machen, entwickelte sich allmählich die starke Leidenschaft in ihm, die Stuart „call of the hills“ (Ruf der Berge) nennt, den niemand mehr vergessen kann, der einmal des Bergmannes Spekulationsfieber gefühlt; es zieht ihn immer wieder hinaus in die Berge, aus ihren rauhen, verwitterten Zügen das Geheimnis ihrer Tiefe herauszuleiten, nach Schätzen zu spähen, alles auf einen Wurf zu setzen, wenn dieser die heißersehnte Million verspricht; die Erde ist ja so tief, so geheimnisvoll, so unendlich reich an herrlichen Schätzen; wenn das Geschick wohl will, dem fällt das Glücklos von selbst in den Schoß.

Bei seinen Streifzügen hat Ward dann auch unseren Kameraden Stuart kennen gelernt, und die Freundschaft hat sich so weit entwickelt, daß Ward schließlich seinen Handel mit Minenaktien ganz aufgab und sich entschloß, mit seinen Er-

sparrnissen selbst Minenbesitzer zu werden. Diese steckte er ganz in den Imparzial hinein und wurde so wieder gezwungen, sich mit der Lebensversicherungsgesellschaft in Verbindung zu setzen. Denn unser Gehalt für das erste Jahr war gerade so bemessen, daß es notdürftig zum Leben ausreichte; er konnte die 500 Dollar Zinsen und die 300 Dollar Prämie nur durch eine neue Anleihe bei seinem Vater bezahlen. Nun hatte er diesem allerdings vorgeschlagen, er möge sich für die erbetenen 800 Dollar durch seinen Zweifelhenteilanteil am Imparzial decken halten, so lange bis er in der Lage wäre, den vorgestreckten Betrag wieder zurückzuerstatten. Doch davon hatte Herr Ward sen., dem die ganze Vergleichenshaft und Schatzgräberei seines Sohnes ein Dorn im Auge war und der sie mit dem Gebaren eines ehrenwerten Kaufmannes für unbereidbar hielt, nichts hören wollen; er teilte dem Sohne mit, auf seinen ganzen Zweifelhenteilanteil gäbe er keinen Pfifferling, und er rote ihm, denselben ruhig von vornherein abzuschreiben; er bestände darauf, daß sich Arthur weiter zugunsten des Vaters versichern ließe, schon zur Strafe dafür, daß er sich in Geschäfte eingelassen, die seine Rentabilität in Frage stellten.

So hatte sich Ward wieder an die Equitable Company gewandt und die Abgabe erhalten, die mit rückichtsloser Hand ihm den Schleier von den Augen riß, daß er mit einem Male die ganze nackte Wahrheit mit ihrer grinsenden Totenmaske schreckenerregend sah.

Was kann ich Arthur nun sagen, um ihn von dem Anblick der Wirklichkeit hinwegzutäuschen, in hoffnungsvolle Träume einzuwiegen? Wenn ich nur etwas wüßte, das ich selbst zu glauben vermöchte!

Stuart ist heute nach Stadt Mexiko abgereist. Während der beiden Wochen atemloser Haft, den Generator wieder zur Arbeit fähig zu machen, hatte ich den Besprechungen in Dickinsons Hause nicht beizubohnen können; Stuart, der in unserer Mine ja zur Untätigkeit gezwungen war, besorgte das für mich. So war er die letzten Wochen fast ständig in Tabische gewesen, oft bis spät in die Nacht hinein; es schien fast so, als würden die Verhandlungen jeht, da doch alles dem Abschlusse nahe war, besonders weiltäufig sein.

Nun hatte sich ein Besuch in Stadt Mexiko nötig gemacht, um noch wegen einiger Einzelheiten mit der D. C. S. und der N. W. zu verhandeln. Ich war ein wenig erstaunt, wie angelänglichlich Stuart dafür eintrat, daß er selbst als der nummehr besser Informierte dorthin reiste; ich wollte aber nicht widersprechen, um mit nicht den Auftrieb zu geben, als ob ich, der ich doch schon zweimal in der Stadt gewesen bin, ihm, der ein ganzes Jahr schweigend in harter Arbeit hier ausgehalten, ohne kaum einmal bis nach Lagaca zu gelangen, die Reise nicht gönnte. Im Gegenteile, ihm sind ein paar Tage Großstadtleben

eine durchaus notwendige Erholung; Stuart mag in Gottes Namen vier Wochen lang dort bleiben, wenn es ihn erfreut!

Nur daß er sich in diese immerhin ein wenig heikle Angelegenheit hineinmischet, das sehe ich nicht gerne; aber mein Widerstand hätte doch nur eine falsche Deutung erfahren, ohne daß er viel genutzt hätte.

So habe ich Stuart von allem unterrichtet und fortziehen lassen.

Durch eine Laune sind hier nun unsere Rollen vertauscht: Die Arbeit des Verhandeln, des Vertragsschließens, die elektrotechnisches Verständnis und vielleicht auch etwas diplomatisches Geschick erfordert, liegt in Stuarts athletischen Bergmannsfäusten, und ich, der ich doch so wenig Bergmann bin — ich soll die Mine leiten!

Aber was hilft es? Solch eine Kraftnatur zeigt eben ihre Eigenheiten, ihre fähigen Zufälligkeiten, ihre launenhaften Kontraste! Man muß damit Nachsicht haben!

Schließlich ist es gar nicht so schwer zu leisten, was mir Stuart übertragen. Der Schacht soll ausgepumpt werden; dabei ist kaum etwas anderes zu tun, als die Maschine und die Pumpe richtig zu bedienen. Mit ein wenig Wachsamkeit und Glück muß ja alles klatt geben. Dazu hat sich Stuart mit der Zeit einen mischblütigen Gehilfen herangebildet, der mit der seltsamen Anpassungsfähigkeit des indianischen Leibes seiner Vorjahre sein Handwerk gründlich gelernt hat. Ricardo ist ein ganz unterhaltender Burische; oft stehe ich stundenlang mit ihm am Schachte im Innern des finsternen Berges und suche beim unsicheren Scheine der Lampe in der Tiefe des Abgrundes den dunklen Spicel des Wassers zu erblicken, der langsam, ach so unendlich langsam hinabsinkt; melancholisch nimmt darüber der Motor seinen monotonen Sang. — Täglich fahre ich in einem höchst primitiven Korbe zur Pumpe hinab, während Ricardo die Fördermaschine bedient; mein Leben hängt vollständig von seiner Achtsamkeit ab. Ich überzeuge mich, ob die Lager noch kühl sind, fülle Del in die Schmutzgefäße, vergewissere mich verständig, daß noch alles in Ordnung ist. Meist einform fühle ich mich da in der schaurigen Tiefe; nichts als schwarze, nasse Wände um mich herum in der erdrückenden Enge; ganz hoch oben ein matter, kaum erkennbarer Schimmer von den Lampen; mir zur Seite die Pumpe am Drahtseile aufgehängt, und unter mir die schwarze Flut, in die unaufhöflich Tropfen von oben hineinklatzen; in solchen hängen Minuten wird der Mensch sich mit einem Male seiner ganzen Hilflosigkeit voll bewußt. — Und ich gebe das Signal nach oben mich wieder hinaufzuziehen; der Motor ruht an, die schwarzen Wände scheinen rings um mich herum in die Tiefe zu sinken, während ich am schwanken Seile hin- und hergeschaukelt werde — und endlich lange ich wieder oben an . . . (Fortf. folgt.)

(Gegenüber und doch gemeinsam) beugen vor dem großen Schicksal, das jetzt durch ihre Länder rauscht. Und als ob diese gemeinsame hohe Menschlichkeit sich in besonderer Schönheit symbolisieren wollte, traten in diesem Moment zwei französische Stenografen, einfach gekleidete Mädchen aus dem Volke, und legten an dem Obeisak gerade unter der deutschen Inschrift zwei Feldblumensträuße nieder. Dann begann der Dr. Peruzzi, ein Mann von 60 Jahren, kurz, vollbärtig, vom Typ unseres Jean Jaures. Er hatte kein schönes Organ, aber die innere Erregung und der sachliche Schwung seiner Worte rief ihn und uns mit:

Meine Herren! Sie haben durch diesen Denkstein zeigen wollen, daß die Tapferkeit nicht nur eine Eigenschaft derjenigen Bataillone ist, die siegen, sondern daß die Ehre gleich ist, selbst für die, die unterliegen, denn diese haben ihrem Vaterlande in gleicher Fülle ihr Blut geopfert.

Dieser Obeisak von Stein, der bestimmt ist, den Stürmen der Zeit zu trotzen, diese schlichten Holzkreuze, die den Kämpfern zum letzten Male geflattet, im Schatten der Farben zu ruhen, für die sie gekämpft haben, sie alle sollen geachtet bleiben.

Wir werden unseren Kindern die tragische Geschichte dieses gigantischen Krieges erzählen, und bei unseren Erzählungen wird sich ihre Seele füllen mit Tapferkeit, mit Selbstlosigkeit, mit all den männlichen Tugenden, von denen diese Felder hier soviel heroische Beispiele gesehen haben.

In der Erwartung jenes segneten Tages der baldigen Versöhnung der Nationen grüße ich all die Tapferen, die hier mit ihrem Leben den Gehorsam gegen ihre Pflicht bezahlt haben und die hier nun zu ewigem Schlaf liegen, gleichsam eingekühlt — Seite an Seite, in das gemeinsame Leichentuch der unsterblichen Hoffnung auf Ruhm und Ehre.

Die Leichen trillerten, einige Frauen weinten, der Wind strich durch das Korn, das grün und gelb und silbergrau in dicken Wehren stand. Soldaten traten mit Kränzen herzu und legten sie nieder. General von Einem drückte dem Bürgermeister die Hand. Die Musik spielte. Die fremden Gemeindevorsteher gingen zu unseren Soldaten heran und suchten ihnen etwas Freundliches zu sagen: „Aber Herzen wurden weit. Und für einen Augenblick entfaltete sich auf diesem Hügel ein Bild wie vor dem Kriege — ein Bild der Vergangenheit, ein Bild der Zukunft. Jener Zukunft, von der der Militärpater in seinen Eingangsworten sprach — in der aus dem Golgatha der Nationen ein Ostern aller Völker wird.“

Dr. Adolf Köster, Kriegsberichterstatter.

Der Gardasee.

Von dem reindeutschen Vogen wandern wir im Tale der Etsch gegen Trient. Bald werden die Ortsnamen italienisch und die Sprache der Bewohner auch. Auch das Volksleben erhält durchaus norditalienischen Charakter. Auf dem Wege begegnen dem Wanderer die Bauern mit ihren Ochsenpflügen, mit bedackten, trotz der Last schnell dahintrippelnden Fischen. Das Etschtal ist sehr fruchtbar; die Felder sind gut und sorgfältig angebaut; kein Fleckchen ist unbenutzt.

Die erste größere Stadt von durchaus italienischem Aussehen ist Trient. Sprache, Familiennamen, die Bauart der Häuser, die Anlage der Straßen — alles ist italienisch. Freilich, es ist erobertes Gebiet. Noch zu Goethes Zeiten war die Sprachgrenze weiter südlich bei Roveredo. Langsam scheint italienische Sprache und Sitten nach Norden vorzudringen zu sein.

Trient ist am berühmtesten geworden durch das Konzil, welches in den Jahren 1545—1563 in der Stadt saß und reiches Leben dahin brachte. Der Versammlungsort dieses Konzils war die Kirche Santa Maria Maggiore, die auf der „Piazza“ steht. Diesen Platz schmücken noch ein Reptunbrunnen, der uralte Dom und ein altertümliches Haus mit schönen Laubengängen. Die anderen Straßen Trients weisen wenig Bedeutungswolles auf. Sie sind elektrisch beleuchtet und haben, wie alle Städte Oberitaliens, den mit Steinplatten überdeckten Pflaster in der Mitte.

An den Sonntagen beleben die „Piazza“ Männer und Frauen aus der Umgebung von Trient. Sie handeln, schwätzen und lachen. Es ist ein farbenprächtiges Bild, das der Platz bei der Farbenfreude, mit der sich die Landbevölkerung kleidet, an diesen Tagen bietet.

Beim Durchwandern Trients werfen wir einen Blick auf die Zitadelle und auf den nahe bei der Etschbrücke gelegenen Warturm, die Torre lunga. Weiter geht es die Etsch abwärts gegen Roveredo; links und rechts erblickt das Auge sorgfältig angelegte, mit Mauern umgebene Weingärten. Nicht weit von Roveredo, bei dem Landstädtchen Mori, nach seinen Maulbeerplantagen so genannt, zweigt Weg und Bahn vom Tale der Etsch ab, sie führen beide nach dem Sarratal, dessen südliche Erweiterung vom Gardasee ausgeht.

Wald- und Landstraße schlängeln sich durch felsig geformte und durcheinandergeworfene Kalksteinblöcke hindurch. Es ist heiß in diesem Felsenkessel und die Blumen, die hier mächtig, fast zu Stauben, emporwachsen, erfüllen die Luft mit ihrem kräftigen Duft. Von Rago aus geht die Straße steil und gerade hinab zum See nach Torbola. Hier auf dem Wege sieht man bereits vereinzelte Dörfchen; und vom Monte Brione herab, einem mäßigen Hügel am Nordufer des Sees grünen die ersten Pinien. Torbola steht nicht sehr einladend aus. Die alten, wenig sauberen Häuser liegen um eine kleine feuchte Wucht. Die Bewohner des Ortes leben hauptsächlich von Fischfang und Fischzucht. Hier fängt und züchtet man die schwachhaften Lachsforellen, die Gewicht bis zu zwanzig und dreißig Pfund erreichen sollen.

Das Nachbarstädtchen Torbole ist Riva, von dem aus gegenwärtig zumeist die Gardaseefahrten angetreten werden. Es macht einen erfreulichen Eindruck als Torbole, hat gute Hafenanlagen, reinliche Straßen, hübsche Häuser und Einwohner, die es trefflich verstehen, den Fremden hochzunehmen. Nördlich von Riva liegt abwärts vom See, der Lustort Iseo, dessen altes Kastell aus der Ferne her winkt. Von Riva führt eine Landstraße, in vielen Bindungen, langsam, aber stetig steigend um die Wände der Rocchetta. Die Straße führt durch eine Reihe Tunnels nach dem Bonalpass, der den Gardasee mit dem Hochtale der Gindicaria verbindet. Von ihr aus genießt der Wanderer eine herrliche Aussicht hinunter auf den See, hinüber nach dem schneebedeckten Höhenzug des Monte Baldo.

Zief unten liegt der blaue Wasserspiegel des Sees, eingefasst von einem grünen Streifen, wo die Wasser das Ufer berühren. Witzig klein durchziehen die Schiffe den See. Überall ist Farbe, tiefe, satten Farbe; überall sind Reflexe. Die Wände der Rocchetta sind grau. Aber aus den Spalten, wo nur eine Wurzel fassen kann, treiben Lorbeer und Feigenbaum, große leuchtend gefärbte Blumen wuchernd. Eine Stunde von Riva weg wendet sich die Straße nach Westen, wo aus dem Tal di Ledob der Bonale dem See zufließt. Er hat es eilig. In mächtigen Rastaden, mit gewaltigem Getöse wirft er seine Wasser in den See, den er in der Vereinigung zum Schaum zerpeitscht.

Die bis jetzt geschilderten Orte liegen noch auf österreichischem Gebiete. Bei einer Fahrt mit dem Dampfboot über den See kommen wir in Limone zu dem ersten italienischen Ort. Er erhält seinen Charakter

durch seine Vergärten, die terrassenweise übereinander liegen und in denen Tausende von Zitronenbäume gepflegt werden. Die Kultur der Zitronenbäume ist der Haupterwerb der Bewohner von Limone. Sie hat sich von Jahr zu Jahr mehr entwickelt und trägt ihre Früchte. In jeder Jahreszeit sollen die hellgelben und grünen Früchte die Äste der Bäume bis zum Brechen belasten.

Das Dampfboot fährt hinüber nach dem Ostufer des Sees, wo anmutig auf einem Vorsprung im Hintergrunde von grünen Olivenwäldern umgeben, Malcesina liegt. Es hat als besonderen Schmuck ein altes Kastell, wie man sagt, von Karl dem Großen erbaut. Malcesina ist die italienische Zollstation, obwohl es acht Kilometer von der Grenze abliegt. Aber es ist der erste Ort am Ostufer des Gardasees.

Wieder zum Westufer hinüber führt das Boot zu dem in Zitronen und Orangenhainen eingebetteten Gargnano. Den Ort betreten wir nicht. Am das Boot schwimmen und waten braune Jungen, darob vom Scheitel bis zur Felle, betteln, daß man Münzen in den See werfe, tauchen danach und taufen sich unten auf dem Grunde des Wassers. Von Gargnano ab reißt sich der Ort an Ort — wer kann ihre Namen merken — am Westufer. Ueberall ist sattes Grün, in dem die Häuser und Dörfer halb versteckt liegen. Es ist ein herrlicher Naturgarten, die Riviera von Gardone, wie sie genannt wird. Hinter den Häusern, Villen und Gastwirtschaften steigen die Berge empor, bedeckt mit Oleander-, Granat- und Feigenbäumen. Der Lorbeer steht in den Gärten. Zwischen See und Häusern sind auf schmalen Streifen Orangen und Palmen zu sehen, die den milden Winter im Freien überdauern. Und Farbe und Leben, wohin das Auge schaut!

Bis nach Salò, wo der See zungenartig tief gegen Westen ins Land einfließt, erstreckt sich diese herrliche Landschaft. Salò bietet mit seinen bunten Häusern, dem belebten Hafenplatz ein Bild italienischen Lebens. Es ist ihnen nicht zu verdenken, den Einwohnern von Salò, wenn sie sich aus der Arbeit nicht allzu viel machen. Sie arbeiten, um zu leben und die Natur hilft ihnen dabei viel, so daß sie nur wenig zu arbeiten brauchen.

Die Gardainsel, die durch eine Reihe von aus dem Wasser ragenden Felsen mit Kap Ranerba verbunden ist und am Eingang der Bucht von Salò liegt, trägt ein Kloster. Auch hier, wie so vielfach, haben sich die Mönche ein herrliches Stück Erde ausgesucht, um der Welt abzugeben. Sie tun das inmitten malerischer und weicher Gärten, unter dem Schalten uralter Pinien und Zypressen.

Das Dampfboot umfährt die Halbinsel Sarnone und richtet seinen Lauf nach Süden. Freundlich grünen blendend weiße Häuser aus dem Grün. Trümmer alter römischer Bauten liegen am Ufer. Die Mauern und Zinnen eines Kastells werfen das Licht der Sonne zurück. Das Boot fährt hinüber nach Gardolino, wo die Berge vom Ostufer des Sees weit zurücktreten.

Eine weite, wohl bebaut Ebene umschließt den südlichen Teil des Gardasees. Zahllose Flüsse und Bäche, Landstraßen und Kastanienalleen durchschneiden diese reiche Flur. Röhbäume und Maulbeere werden in den Gärten gepflanzt, auf den einzelnen Hügeln rogen Pappeln und Zypressen in die klare, durchsichtige Luft.

Das Boot fährt nach Peschiera, wo der Rincio aus dem Gardasee herausfließt und uns die Landstraße wieder aufnehmen soll, um uns nach Verona zu bringen.

Fünfundzwanzig Jahre sind es her, wo ich als Handwerksbursche den Gardasee besuchte. Aber sein Bild hat sich unerbittlich meiner Erinnerung eingepägt. Und einen fast körperlichen Schmerz empfinde ich, wenn ich daran denke, daß über dieses herrliche Stück Erde, wo die Natur mit allen Tönen, mit allen Farben lockt und die Menschen einladet zum Schauen, Empfinden und Genießen — daß dieses köstliche Stück Erde heimgesucht werden soll vom Kriege, der rücksichtslos zusammenrißt, was Natur und Mensch geschaffen.

Ach — der Mensch ist keine Geißel und die Geißel der Natur!

Kleines Feuilleton.

Dante in Köln.

Die „Kölnische Zeitung“ veröffentlichte vor einigen Tagen die angebliche Zitierte eines Italieners, der, wie er sagt, seine irreführenden Landleute durch Zitate aus Dante beschämen will. Der Mann hat sich indes in keine besonderen Unkosten gestürzt, denn die von ihm herangezogenen Verse gehören zu den abgedroschensten der Göttlichen Komödie. Er zitiert:

O serva Italia di dolore ostello
Nave senza nocchiero in gran tempesta
Non donna di provincia, ma bordello.

Hinter das Zitat ist folgende Uebersetzung gefügt: „Du treuliches Italien, du Ort der Schmerzen, du führerloses Schiff bei großem Sturm, keine brave Frau, sondern feile Wege.“

Dante zitiert ist sicher schön, aber eigentlich sollte man, wenn man andere Leute damit blamieren will, richtig zitiieren und überlegen. Dante sagt: donna di provincia, was Herrin der Provinzen oder weniger wörtlich Ländergebieterin bedeutet, aber nicht „brave Frau“, wozu der „italienische“ Gewährsmann der „Kölnischen“ offenbar gekommen ist, weil er annahm, es sei von einer Donna aus der Provinz die Rede. Der Unterschied ist bedeutend. Was würde die „Kölnische“ dazu sagen, wollte sie jemand statt Weltblatt „Provinzialzeitung“ nennen?

Nationale Bedürfnisse.

In der „Humanität“ erzählt Victor S. n. e. l. l.: „Man kann das Ding sehen. Wir war davon erzählt worden, und ich ging hin, um mich zu überzeugen. Es war die Wahrheit, und die Sache war wohl die Reife wert. Es ist in St. Cloud. In der ersten Allee unweit des „Blauen Pavillons“. Dort ist ein Wasselhändler und eine kleine Wache, wo Karamellen, saure Bonbons und Lebkuchen verkauft werden. Und dicht dabei befindet sich... na, wie soll man's sagen? Also es befindet sich dort eines jener Häuschen, womit eine gegen die Schwächen unseres animalischen Lebens nachsichtige Gemeindeverwaltung die Boulevards — leider nur spärlich — bebaut hat, und die man mitunter froh ist auf seinem Weg zu finden. Man zahlt für den Eintritt zehn oder fünfzehn Centimes und genießt während einiger Augenblicke eine schlagendwerte Freiheit. Im Englischen bezeichnet man das Ding mit zwei lateinischen Buchstaben; in Italienischen, wie ich glaube, mit „retirata“. Kurz, diese eleganten Bouten, die gerne die Form eines Luftbäumchens annehmen, gehören zu denen, die die Notwendigkeit fordert und die Sorge um ein vollständiges Wohlbefinden empfiehlt. Ich nehme an, daß man mich versteht. ... Also, der schmecke keine Bau in Saint-Cloud, von dem hier die Rede ist, wird von einer ehrbaren Dame verwaltet, die das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeiten hat. Denn sie hat an der Pforte — ich wiederhole, man kann hingehen, um sich zu überzeugen, läßt eine dreifarbige Tafel aufgespannt, worauf zu lesen ist:

„Maison Française.“

Derart ist sicher kein Verstum möglich. „Französisches Haus.“ Die Patrioten sind sicher, sich nicht zu irren! — Das die vortreffliche Dame etwa gestrichelt, daß der Volkstanz auf falschem Wege geraten und die Plünderung ihrer Anstalt hervorgerufen könnte? Wollte sie, für den unwahrscheinlichen Fall einer neuen deutschen Offensive, die Deutschen darauf aufmerksam machen, daß sie hier in seinem guten Geruch ständen? Wollte sie sich gegen die Hintergedanken der fremden Konkurrenz schützen? Jedenfalls leuchtet, stolz und drohend, die Inschrift auf dem Grund der Fahnenfarben.“

Eine Schule für Gehirnverletzte.

Zu den wunderbarsten Fortschritten der Medizin gehört, daß wir imstande sind, auch Gehirnverletzungen chirurgisch zu heilen, was sich in diesem Kriege als besonders segensreich erweist. Aber auch die chirurgisch Geheilten

haben an einer allgemeinen Schädigung zu leiden, die sich in mehr oder minder großer Funktionsbehinderung äußert. Das Gehirn ist wunderbarerweise so wiederherstellungsfähig, daß für mehr oder minder ausgeheilte Hirnregionen andere verwandte Regionen funktionell eintreten und die entstandenen Defekte so ersetzen können, daß sie praktisch gedeckt werden. Es muß deshalb für den Wiedererwerb der verlorengegangenen oder behinderten Gehirnfunktionen Sorge getragen werden, was eine der schwierigsten, aber auch segensreichsten Aufgaben der ärztlichen Kunst ist.

Zur Erreichung dieses Zweckes hat Prof. Dr. Fritz Hartmann in Graz eine Hebungsschule für Sprachverletzte und andere Gehirnverletzte eingerichtet, über die er in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ berichtet. Das vornehmste Heilmittel ist ein natürliches, ist jenes Mittel, durch das der Funktionsaufbau und Ausbau des Gehirns während der Entwicklung des Individuums, also eigentlich während des ganzen Lebens, erfolgt, nämlich Lernen und Leben. Dieses ist der Zweck der genannten Schule. Zu ihr müssen zunächst die Erfahrungen aus dem Gebiete des Hilfsschulunterrichts für Schwachbegabte verwertet werden. Unersetzlich ist natürlich neben der ärztlichen Tätigkeit die verständnisvolle Mitarbeit hervorragender moderner Pädagogen.

Notizen.

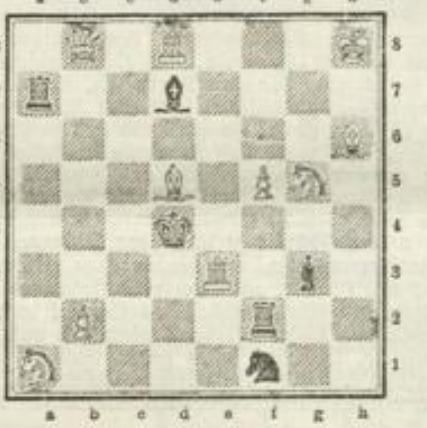
— Goethes „Faust“ in Warschau. Die die „Vost.“ den Warschauer Zeitungen entnommen, gelangt zurzeit in der polnischen Hauptstadt Goethes „Faust“ im Regenertheater „Nozmatowci“ zur Aufführung; die Darstellung erzielt jeden Abend ein volles Haus.

— Der neunte Jupitermond, der im Juli 1914 auf der Südhemisphäre auf photographischem Wege entdeckt wurde, hat, wie der „Prometheus“ mitteilt, eine Umlaufzeit von etwa drei Jahren, wie genaue Messungen ergeben haben, und zwar hat er eine rückläufige Bewegung. Seine mittlere Entfernung von seinem Planeten beträgt ungefähr 80 240 000 Kilometer, und er fällt etwa in die neunte Sterngrößenklasse. Dieser winzige Körper ist weiter von seinem Planeten entfernt als alle anderen Satelliten, die im Sonnensystem bisher entdeckt wurden. Der achte Jupitermond kommt ihm mit einer Mittelentfernung von 24 960 000 Kilometer am nächsten und dann kommt der neunte Saturnmond mit 12 800 000 Kilometer. Bemerkenswert ist dabei, daß alle diese drei Monde rückläufige Bewegung zeigen.

— Drahtlose Stationen in China. Wichtige Veränderungen sind laut einem Privatbericht an „Scotman“ vom 12. Juni in China auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie vorgenommen worden. Zwei neue Stationen, die eine in Kanton und die andere in Wukung bei Shanghai, sind errichtet worden und bereits in Tätigkeit. Drei weitere Stationen in Hongkong, Futschan und Hankau werden innerhalb weniger Monate eröffnet werden. Was die Station der britischen Kolonie Hongkong anbelangt, so schreibt der amerikanische Generalkonsul dieses Ortes, daß der Radius der Station vergrößert würde. So daß die Station Fortschaffen in einer Entfernung von 500 bis 700 Meilen bei Tage und 1300 Meilen und mehr unter normalen Bedingungen bei Nacht versenden könnte. Die neuen Stationen von Kanton und Wukung besitzen einen ähnlichen Radius wie Hongkong. Sobald der neue Dienst eingerichtet ist wird es möglich sein, Nachrichten mit allen Schiffen in den chinesischen Gewässern zu wechseln.

Schach.

Unser Turnier. Motto: „Tolstoi“.



2+ (99-891 7)

Wir hatten seinerzeit nach Meldungen der Schachzeitungen die Nachricht gebracht, der österreichische Meister J. Hedina sei gefallen. Wir sind in der glücklichen Lage zu melden, daß dieselben Schachzeitungen inzwischen die Verächtigung brachten. Hedina sei nur verwundet in Gefangenschaft geraten und befinde sich auf dem Wege der Genesung.

Nachstehende Korrespondenzpartie zwischen der Berliner Schachgesellschaft (Weiß) und dem Leipziger Schachklub ist zwar älteren Datums, dürfte aber wegen der sehr seltlichen Variante für manchen Leser lehrreich sein.

Spanisch.

1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sg8-c6;
3. Lf1-b5 Sg8-f6
4. 0-0 d7-d6

Eine beliebige Verteidigung, der jedoch 4. ... Sx04!; 5. d4, a6! vorzuziehen ist.

5. d2-d4 Lc8-d7
6. Sb1-c3 Lf8-e7
7. Tf1-e1 Se8-d4
Weiß drohte LxS neßt do.
8. Sg3-d4 e5-d4
9. Dd1-d4 Ld7-b5
10. Sc3-b5 0-0
11. Le1-f4 Sf6-h5 (a6?)
12. Lf4-e3 Le7-f6
13. Dd4-d5 Lf8-e5!
14. Dd5-b7 c7-c6

Um Sd4 zu verhindern, Schwarz hat für den Bauer eine starke Angriffsstellung.

15. Sb5-a3! Ta8-b8
Nun wäre Dxa7? wegen Lxb2 neßt Ta8 unntütlich.
16. Db7-a6 Tb8-b2
Bei 16. ... Dh4; 17. g3, Sxg3, 18. hxg3, Lxg3; 19. fxc3, c. entgeht Weiß den Schach.
17. Da6-e2! Tb2-b4 (Tb7)
18. Ta1-d1
Schlecht wäre 18. DxS, LxT; 19. Txl, Da5; 20. Sb1, Dxa2! x.
18. ... g7-g6
19. Sa3-c4
Auf Lxc5 folgte Lxh2+! x.
19. ... Dd8-e7
20. a2-a3
Fehlerhaft wäre 20. Td5? wegen 20. ... Lxh2+; 21. KxL, Dxe4
20. ... Tb4-b8 (Tb7)
21. Td1-d5 Lc5-c3
Auf 21. ... Lf4 könnte folgen:
22. g6, Dxe4; 23. Txs, LxL;
24. Th4. Auf den Vertrag kann

22. Td1 nicht gut gehen, wegen:
22. ... Ld4; 23. LxL, Sd4;
24. Dc3, SxT; 25. exd5, Dh4! x.
22. Le3-d2 Lc3-d3
23. Td5xd2 Tl8-d8
24. De2-d1 Sh5-g7
25. Sc4xd6 Sg7-e6
26. e4-e5 f7-f6
Kein guter Zug. Schwarz sollte sich passiv verhalten.
27. e5-f6 De7xf6
28. Dd1-e2 Kg6-h8
29. De2-c4
Es ist klar, daß Sd6 nicht genommen werden dürfte wegen Tb4! nach dem Damentausch.
29. ... Tl8-b6
30. Te1-d1 Td8-b8
Verhältnismäßig am besten war noch: 30. ... De7; 31. Sg7, Dxs; 32. Txl, SxT; 33. Dc3, Df6; 34. DxD7, TxD; 35. Txs, Kg7; 36. Td7! x.
31. Sd6-e4 Df6-e5
32. f2-f4! ...
Das Szenario, daß dem König ein Läufer verlohren geht, entscheidet sofort. Bei 32. Td5, Tb1; 36. TxD, Txl; 37. Df1, Tl8! x. hätte Schwarz noch Aufschicht.
32. ... Sc6xf4
Nimmt die Dame, so entscheidet Dc3! neßt event. Sg7; während bei 32. ... Dg7 folgen könnte:
33. Sxc5, Te6; 34. Dxs! neßt Td5?
33. Dc4-f7! Tb6-b1
falls 33. ... Sc6, so 34. Td8! und nach dem Austausch Df8+
34. Td1xb1 ...
Der scheinbar starke Zug 34. Sg6? fällt wegen 34. ... Dc3! noch verloren.
34. ... Tl8xb1?
35. Kg1-f2 Aufgeschicht.